



Gerold Scholz

Kinder brauchen ein Dorf zum Lernen – Über Kinder und Kultur

*Vortrag 22. Juni 05 Erbacher Hof, Mainz,
Landesamt für Soziales, Jugend und Versorgung*

Gerold Scholz

Kinder brauchen ein Dorf zum Lernen – Über Kinder und Kultur

Vortrag 22. Juni 05 Erbacher Hof, Mainz, Landesamt für Soziales,
Jugend und Versorgung



Der Vortrag geht der Frage nach, wie sich das „Lehren“ der Erwachsenen (Gesellschaft/Kultur) auf das „Lernen“ der Kinder auswirkt. Dabei wird die Definition der Begriffe „Lehren“ und „Lernen“ als kulturabhängig verstanden.

Versteht man unsere Gesellschaft als Wissensgesellschaft, so ergibt sich daraus die Konsequenz „Lehren und Lernen“ in Form von Disziplinierung zu verstehen.

Betrachtet man unsere Gesellschaft als Lerngesellschaft, wird Bildung zum Ziel von „Lehren“ und „Lernen“.

Diese beiden Begriffe, Disziplinierung und Bildung, stehen sich im Vortrag gegenüber. Unter Bildung ist Selbstbildung zu verstehen; das Individuum hat die Möglichkeit sein Verhältnis zur Welt in Ordnung zu bringen. Disziplinierung bedeutet von außen, mit zur Verfügung stehenden Informationen gefüttert zu werden. Mit Hilfe vieler Beispiele wird verdeutlicht, dass Lernen nicht die Forcierung von Wissensvermittlung sein darf, sondern die Möglichkeit darstellen muss, sich auf noch ungelöste Probleme einzulassen.

Die im Vortrag vertretene Position „Bildung statt Disziplinierung“ wird untermauert durch eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Begriff des Lernens generell, im Kindergarten und in der Grundschule.



Die Begriffsdefinition von „Lernen“ und „Lehren“ ist kulturabhängig.

Ich betrachte Lernen als erlernt. Was in einer Kultur unter Lernen verstanden wird ist danach von der Kultur abhängig. Und grundsätzlich: Das wir eine Veränderung im Verhalten eines Menschen als Lernen wahrnehmen und beschreiben ist aus meiner Sicht Ergebnis eines kulturellen Lernprozesses. Es gab und gibt vielleicht noch Kulturen, die ohne einen Lernbegriff auskommen.

Wenn man also fragt, wie Kinder lernen, so wird man fragen müssen, wie die Erwachsenen wollen, wie sie lernen. Ich beginne also meinen Vortrag mit dem Begriff „Lehren“ und komme später zum „Lernen“.

Die Leitlinie für den ersten Teil, also über Lehren, stützt sich auf ein Zitat aus dem Buch „Die Internet Galaxie“ von Manuel Castells.

Er diskutiert, wie die Schule mit den neuen Herausforderungen umgehen kann, die sich aus einer anderen Form des Wissens ergeben. Er fragt nach Gewinnern und Verlieren angesichts der neuen Herausforderungen.

Castells nennt mehrere Gründe für das Ungleichgewicht im Bildungswesen – unterschiedliche Länder bzw. unterschiedliche Schulen hätten unterschiedlich viel Geld, unterschiedlich gute Lehrer – und schreibt dann:

„Drittens besteht aufgrund unterschiedlicher Erziehungskonzepte der Schulen ein Gegensatz zwischen solchen Systemen, die vor allem Wert auf die intellektuelle und persönliche Entwicklung des Kindes legen, und jenen, deren Hauptanliegen darin besteht, die Disziplin aufrechtzuerhalten, die Kinder zu verwahren und bis zum Schulabschluss zu verarbeiten. Und diese gegensätzlichen Erziehungsstile korrelieren oft mit dem sozialen Status der Schulen (...) Insgesamt tendieren Schulen der Ober- und Mittelklasse dazu, mehr geistige Aufgeschlossenheit zu fördern als Schulen in Gegenden mit geringem Einkommen.“ (S. 273)

Es geht um die Frage, ob die Schulen und Kindergärten Institutionen der Bildung sind oder der Disziplinierung.

Die bildungspolitischen Veränderungen im Schulbereich, im Kindergartenbereich und in der Hochschule in den letzten 5 Jahren in Deutschland sind vor diesem Hintergrund zu sehen. Politisch gibt es die Angst, die Kinder in Deutschland könnten international nicht mehr mit dem Wissen der Kinder in anderen Ländern mithalten. Die Frage ist allerdings, ob die eingeleiteten Maßnahmen zu mehr Disziplinierung oder zu mehr Bildung der Kinder beitragen, ob sie typische Maßnahmen von Entwicklungsländern bzw. von Eltern aus bildungsfernen Schichten sind, oder von entwickelten Ländern beziehungsweise von Eltern der Mittel- und Oberschicht.

Castells: Gegensätzliche Erziehungsstile korrelieren mit sozialem Status der Schulen



**Wissensgesellschaft:
Wissen bedeutet zur
Verfügung stehende
Informationen nutzen**

Noch einmal: Mehr Disziplinierung führt nach Ansicht von Castells dazu, in dem globalen Wettkampf um Wissen zu verlieren.

Nun hören wir fast täglich, dass wir in einer Wissensgesellschaft leben. Das ist auch zutreffend. Der Begriff Wissensgesellschaft beschreibt die neue Bedeutung von Wissen für die Organisation der Herstellung von Waren und Dienstleistungen, die Organisation ihrer Verteilung und die Organisation der Steuerung der Gesellschaft. Wissen ist in einer global kapitalisierten Welt zu einem entscheidenden Produktionsfaktor geworden. Was unter Wissen verstanden wird, wozu es gebraucht wird, unterliegt in seiner neuen Form allerdings Logiken kapitalistischen Produzierens. Es ist die Verfügungstellung von Geld und dessen Umwandlung in Kapital, zum Beispiel Risikokapital, das darüber bestimmt, zu welchem Zweck Wissen eingesetzt wird. Diese, in dieser Weise neue Form des Wissens, besteht darin, dass sich Wissen nicht mehr mit den Erfahrungen von Personen verbinden muss, sondern in von Personen losgelösten Institutionen oder Systemen aufbewahrt werden kann. Dies gilt eben für jene Art von Wissen, das als technologisch beschrieben werden kann. Es ist ein Wissen um Techniken, seien dies industrielle, organisatorische oder Sozialtechniken. Noch einmal: Diese Art von Wissen steht zur Verfügung; zum Beispiel in Datenbanken.

**Lerngesellschaft:
Lernen bedeutet sich
auf ein Problem einzu-
lassen, für das es noch
keine Lösung gibt.**

Aus einer anderen Sicht leben wir in einer Lerngesellschaft. Die Erhöhung der Komplexität des Lebens wie der Wissenschaft sind ausreichende Gründe, um Lernen zur entscheidenden Lebensaufgabe von Menschen zu machen. Dies geschieht zur Zeit aber nicht. Vielmehr wird der Begriff der „Wissensgesellschaft“, der zutreffend eine gesellschaftliche Situation beschreibt, umgedeutet zu einem Prozessbegriff bzw. umgedeutet zu einer Lernaufgabe. Die Lernaufgabe ist Lernen. Das Ziel des Lernens kann aus meiner Sicht auch nicht darin bestehen, in erster Linie das in Datenbanken enthaltene Wissen zu lernen. Es ist nur ein Teil des weltweit vorhandenen Wissens, es ist nur technisch und es unterliegt, wie gesagt einer bestimmten Logik, eben der, dass es kapitalistisch verwertbar sein muss.

Viele der Veränderungen im Bildungsbereich in den letzten Jahren – gleich ob im Kindergarten oder in der Universität – lassen sich zusammenfassend charakterisieren als Versuch der Durchsetzung dieser Art von Wissen.

Wissen bezeichnet das, was bereits bekannt ist, Lernen bezieht sich auf das noch Unbekannte. Wissen als schon immer bereits vorhandenes, schließt als zu Lernendes aus, was nicht als Wissen klassifiziert wird. Lernen ist etwas, was wir tun, wenn wir feststellen, dass wir ein Problem mit den vorhandenen Mitteln nicht lösen können.

Wissensaneignung zum großen Projekt einer Gesellschaft zu machen, ist riskant. Denn aus meiner Sicht müssen Kinder heute lernen, sich auf Probleme einzulassen, für die es noch keine Lösung gibt. Es war noch nie so unmöglich wie jetzt, vorherzusagen, mit welchen Problemen sich die heutigen Kinder beschäftigen werden müssen, wenn sie erwachsen sind. Die einzige Chance ist, das Lernen selbst zum Gegenstand des Lehrens zu machen. Das heißt zu verstehen, dass wir in einer Wissensgesellschaft leben und unsere Aufgabe darin besteht, Lernen zur Hauptaufgabe der Gesellschaft zu machen.

Lernen zum Gegenstand des Lehrens machen (= Bildung)



Lernen zur Hauptaufgabe zu machen, heißt Lernen als biographischen Prozess zu verstehen, als einen Prozess, der an die Person des Lernenden gebunden ist. Die Pädagogik hat dafür in Deutschland einen gut begründeten Begriff. Er heißt Bildung. Das Gegenteil von Bildung ist in diesem Sinne Wissensvermittlung.

Disziplinierung bedeutet Forcierung von Wissensvermittlung

Wir erleben zur Zeit auf allen Ebenen, Kindergarten, Schule, Hochschule, eine Verschulung, also die Forcierung von Wissensvermittlung. Man kann, um an Castells anzuschließen, diese Verschulung auch als Disziplinierung interpretieren oder – jetzt in meinen Worten – als Verdummung. Wissen, das vermittelt wird, ohne dass dem Lernenden erkennbar wird, welchen Status das Wissen hat, welchen Sinn es macht, genau dieses zu wissen, ohne dass gesagt wird, um welche Art von Wissen es sich handelt – dieses Wissen dient der Disziplinierung. Das heißt der Unterordnung des eigenen Denkens unter eines fremdes.

Beispiele zur Disziplinierungsfunktion der Schule

Die Durchsetzung der Schulpflicht war verbunden mit Disziplinierung in zweierlei Richtung. Es ging um die Einübung des Kindes in die Rolle des neuen Bürgers eines Staates. Und es ging um die Einübung in Tugenden der Arbeit.

Unterrichtsbeispiel aus dem Jahre 1740

Das folgende Beispiel steht für eine akkurate Reproduktion einer vorgegebenen Formel. Es stammt aus dem Jahre 1740 (Petrat, S. 213)

„Frage: Welcher Kayser hat die erste Parucke getragen?“

Antwort: Otto.

F: Warum?

A: Weil er eine Platte hatte.

F: Welcher Kayser wusch sich mit Eselsmilch?

A: Otto.

F: Warum?

A: Er wollte gern ein weiches Fleisch haben.

F: Was trug er für Kleider?

A: Wohlriechende Kleider.

F: Was hatten die Soldaten für Liebe zu ihm?

A: Die meisten haben sich aus Liebe zu ihm selbst getötet.“

Es ist ein historischer Prozess in Deutschland beobachtbar, der sich beschreiben lässt als zunehmende Offenheit der Antwortmöglichkeiten der Schüler und damit eine Zunahme der Offenheit der

Fragen. Damit ist gemeint: Die Schüler sollen zunehmend von allein darauf kommen, welches die gewünschte Antwort ist, worum es in der Frage geht. Dies öffnet tatsächlich für die Schüler die Möglichkeit, sich mit ihren eigenen Deutungsmustern einzubringen. Die Disziplinierung wirkt dadurch, dass sie die Schüler zu Wort kommen lässt. Worum es aber geht, das weiß genau die Lehrerin.

Der Anfang einer Rechenstunde etwa um 1990 verlief so:

„L: als ich heute Morgen aus dem Fen..., aus dem Fenster geguckt habe, da saßen auf der Wiese zwei schwarze Drosseln

S: was sind denn Drosseln

L: schwarze Vögel, welche Zahl kam denn da vor

S: zwei

L: und dann kam noch ein kleiner Spatz dazu und setzte sich auf auf das Gras

S: drei ...

L: fünf saßen auf dem Gras und dann kam die schwarze Katze und zwei sind weggeflogen

S: weil sie Angst haben

L: Ja und die anderen drei die haben die Katze auch gesehen und sind auf den nächsten Baum

S: auf diesen (zeigt aus dem Fenster)

L: ja.. und wieviel saßen noch auf dem Gras?

(Lorenz 1992, S. 33).“

Unterrichtsbeispiel um 1990

Deutlich wird, die Lehrerin fördert jene Antworten, die sich auf das mathematische Sprachspiel beziehen und weist andere mehr oder wenig vorsichtig ab. Wenn es keine Mathematikstunde, sondern eine Sachunterrichtsstunde gewesen wäre, so hätte sie sicher jene Fragen und Antworten gefördert, die sich auf das Aussehen und die Gewohnheiten von Drosseln, Spatzen und Katzen beziehen. Die Rahmung, die sie durchzusetzen versucht – oder in anderer Formulierung – die Bedeutung von Handlungen in dieser Situation, heißt: Dies ist eine Mathematikstunde und da geht es um Mathematik. Die Schüler lernen, dass es darauf ankommt, welche Bezeichnung die Situation hat, in der man gerade handelt. Sie lernen in der Stunde kaum etwas über Mathematik, aber dafür viel darüber, wie sie sich zu disziplinieren haben.

Unterrichtsbeispiel aus dem Jahre 2005

Das folgende Beispiel habe ich von einer Studentin. Die Beobachtung fand am 13. Januar 2005 statt. Es ging um Sachunterricht in einer zweiten Klasse.

„Im Vorfeld wurden zwei Lückentexte über das Jahr, die Monate und die Tage gelöst. Der erste Text soll vorgelesen werden. Martina schaut auf das Blatt ihres Tischnachbarn und trägt in ihrem Text noch etwas ein. Anschließend zeigt sie Valerie ihr Blatt. Sie flüstern miteinander, woraufhin Martina ausradiert. Währenddessen wurden schon die ersten Sätze von anderen Schülern vorgelesen. Dann meldet sich auch Martina. Sie wird drangenommen und liest vor: 'Ein Monat hat 30 oder 31 Tage.' Nachdem der Satz von allen für richtig befunden wurde, kommt der nächste Schüler dran. Martina schaut auf ihr Blatt und scheint mitzulesen. Dann sagt sie: 'Ich mach noch ...' und meldet sich. Die Lehrerin ruft jedoch ein anderes Kind auf. Martina verzieht ihr Gesicht, meldet sich kurz darauf jedoch wieder. Im nächsten Satz wird nach dem Schaltjahr gefragt. Beim Ausfüllen der Lückentexte wussten viele Kinder nicht, was ein Schaltjahr ist. Die Lehrerin nutzt die Gelegenheit, um der Klasse das Schaltjahr zu erklären. Sie sagt, dass der Februar im Schaltjahr 29 Tage hat, weil Wissenschaftler durch Beobachten der Planeten festgestellt haben, dass jeder Monat in Wirklichkeit ein paar Stunden länger ist als 30 bzw. 31 Tage. Aus diesem Grund sei auch nur alle 4 Jahre ein Schaltjahr. Währenddessen nimmt Martina die Hand runter. Sie flüstert mit Valerie. Anschließend radiert sie wieder. Sie schaut zur Tafel und lutscht an ihrem kleinen Finger. Sie gähnt und streckt sich über ihren Tisch. Nach ihren Erläuterungen sagt die Lehrerin: 'Nächster Satz', woraufhin sich Martina meldet. Das sich nur wenige Kinder melden, fragt die Lehrerin. 'Wer hat es noch nicht ganz verstanden?' Martina meldet sich weiter. Die Lehrerin erklärt es noch einmal. Martina meldet sich immer noch. Als der nächste Satz vorgelesen werden soll, ist Martina die Einzige, die sich meldet. Die Lehrerin sagt: 'Nur Martina passt auf?' Trotzdem wird Martina nicht drangenommen.“

Die Studentin schreibt:

„Ich denke, auch in diesem Fall ist es mir nicht gelungen zu beobachten, wie Martina einen Unterrichtsinhalt lernt. Sie lernt in dieser Situation bestenfalls etwas über das Melden.“ (Tamara Bauer)

Ich könnte Ihnen viele Beispiele nennen, die alle eines deutlich machen: Die Disziplinierungsfunktion der Schule hat sich bis heute nicht verändert. Verändert haben sich allerdings die Formen. Unter Disziplinierung verstehe ich, etwas tun zu müssen, was man nicht verstanden hat.

Die modernste Form der Disziplinierung – oder Verdummung – ist die, die zurzeit gerade diskutiert wird. Das ist eine Verschulung, die sich an einem Defizitkonzept von Kindern orientiert. Ihre Schlüsselbegriffe sind Kompetenz, Diagnose, Förderung, Individualisierung. Das gesamte Konzept basiert auf Wissensvermittlung. Ein bestimmtes Wissen wird per Diagnose mit dem Stand des Wissens bei einem Kind verglichen. Es wird die Differenz ermittelt und daraus werden individualisierte Förderungsmaßnahmen entwickelt. Hier wiederholt sich in einer merkwürdigen Form der Prozess des Überganges von der Feudalgesellschaft zum Kapitalismus. Nicht mehr die Person des Kindes interessiert, sondern nur dasjenige, was an diesem Kind Wissen ist.

Das ist das Gegenteil von Bildung. Denn Bildung und intellektuelle Förderung setzt Selbstbestimmung voraus. Dies meint: den Sinn des eigenen Tuns zu verstehen. Es meint für den Lernenden den Zusammenhang von Frage und Antwort sinnvoll herstellen zu können.

Was wir benötigen, ist ein Offener Unterricht. Nicht, weil er angeblich für Kinder kuschelig ist, sondern deshalb, weil nur die erhöhten Anforderungen des Offenen Unterrichts dasjenige Lernen ermöglichen, was unsere Kultur und Gesellschaft in Zukunft brauchen wird. Offener Unterricht ist ein Unterricht, der die Deutungsmuster der Kinder, die Frage, was das ist, was sie lernen und warum sie es lernen, in das Zentrum des Unterrichts stellt.

Bei der Übernahme einer ersten Klasse würde ich die Kinder in einen völlig leeren Schulraum führen und sie fragen, was wir in diesem Raum machen wollen und was wir dazu brauchen. Darüber würden wir uns unterhalten, vielleicht auch streiten und wahrscheinlich das meiste davon besorgen. So kommt man zu Fragen wie, was ist eigentlich rechnen? Warum ist 5 eigentlich mehr als 4? Warum kann ich meinen Namen schreiben aber noch nicht die Namen der anderen Kinder lesen? Was will ich eigentlich lernen, warum will ich das lernen, was muss ich dazu tun. Was ist der Unterschied, wenn ich meine Hand zum Messen der Temperatur

Moderne Form von Disziplinierung: Orientierung an einem Defizitkonzept von Kindern, bei dem die Person selbst nicht interessiert.



Anforderungen der Zukunft erfordern Lernen im Offenen Unterricht.



nehme oder ein Thermometer? Gibt es wirklich Wassermänner? Warum habe ich oft keine Lust mich anzustrengen? Warum denken die Erwachsenen etwas anderes als ich? Und so weiter.

Warum wollen Kinder lernen?

Warum wollen Kinder lernen?

- Weil sie etwas können wollen.
- Weil sie sich beim Können als Akteur erfahren, der etwas in Gang setzen kann.
- Weil man andere Menschen mit dem Gelernten ärgern kann.
- Weil man andere Menschen mit dem Gelernten erfreuen kann.
- Weil man mit dem Erlernten angeben kann.
- Weil man größer werden will.
- Weil Lernen zu ihrem Leben gehört.

Lernen erfordert ein Spannungsverhältnis zwischen Realität und Erwartung.

Lernen ist ein schmerzhafter Prozess. Lernen entsteht dann, wenn es ein Spannungsverhältnis gibt zwischen Realität und Erwartung. Wenn beide übereinstimmen, so kann man herrlich naiv in der Welt leben. Wenn es diese Spannung gibt, so ist ein Stück Vertrauen in Frage gestellt. Was Piaget Akkomodation und Assimilation nennt, also Anpassung der eigenen Vorstellungen an die Realität und Einverleibung der Realität in die eigenen Vorstellungen, kann man auch beschreiben als Wechsel von Vertrauen und Abenteuer. Wer lernt, begibt sich auf eine Abenteuerreise. Das ist spannend und gleichzeitig verunsichernd. Mit dem Lernergebnis gibt es nun eine neue Vertrauensbasis auf einem anderen Niveau und eine neue Reise kann beginnen. Was wir von unseren Kindern heute verlangen müssen ist eine Zumutung. Sie besteht darin, fortlaufend sicheren Boden verlassen zu müssen ohne Angst zu bekommen.

Eine gute Schule ist eine, in der Kinder die Erfahrung gemacht haben, dass sie alles lernen können, was sie lernen möchten. Und nicht die Erfahrung, dass sie für vieles zu dumm oder zu faul sind.

Das gilt für die Grundschule ebenso wie für die verschiedenen vorschulischen Einrichtungen.

Wir können Kinder mit dieser Zumutung konfrontieren, denn damit wachsen sie von Geburt an auf. Vorschulkinder begreifen sich selbst als in der Entwicklung befindlich. Sie konstruieren selbst ihre Kindheit und entwickeln Vorstellungen davon, wer sie waren, wer sie sind und wer sie sein wollen.

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf ein gezeigtes Video. (Anm. der Redaktion)

Video: „Der Sprung von der Bank“

Es gibt Nathalie, andere Kinder und eine Bank. Am Anfang kann Nathalie nicht von der Bank springen, am Ende schon. Wie und warum hat sie es gelernt?

Es würde sich lohnen, den Film im Einzelnen zu analysieren. Das kann ich aus Zeitgründen nicht tun, aber auf Zusammenhänge hinweisen. Wesentlich ist mir der Zusammenhang von Nathalie, der Bank und den anderen Kindern.

Beginnen wir mit den anderen Kindern. Sie können etwas, was Nathalie nicht kann. Sie helfen ihr, es zu lernen, sie unterstützen sie und trösten sie. Und: Sie beschimpfen sie: Stell dich nicht so an, in deinem Alter, geh weg, mach Platz, du störst. Sie verhalten sich in weiten Strecken unpädagogisch.

Die Bank. Die Bank ist für die Kinder ein Stück Natur. Es gibt die Rückenlehne, von der man abspringen kann. Dabei muss man es schaffen, über die Sitzfläche hinaus zu springen. Das verlangt den Absprung mit einem Fuß. Wenn man sich mit 2 Füßen darauf stellt, wird es riskant und man kann schlecht springen. Die Bank stellt spezifische Anforderungen. Man muss sich diesen anpassen. Die Anforderungen ergeben sich aus den materiellen Gesetzen einer Bank. Ein anderes Beispiel, um dies deutlich zu machen, wäre eine Wippe. Man kann auf einer Wippe nicht alleine wippen. Zum Wippen braucht man zwei.

Nathalie möchte springen und hat Angst. Sie muss sich mit der Bank auseinandersetzen, mit den anderen Kindern und sich selbst. Einer der schönsten Sätze ist: „Ich glaube, mein Kopf will nicht.“ Will ich wollen? ist die Frage. Nathalie zerlegt diese multiplen Anforderungen in einen Prozess. Ein Beispiel ist: Sie rutscht, rollt über die Rückenlehne und die Bank. Sie verleibt sich gewissermaßen die materiellen Gesetze der Bank körperlich, besser, leiblich ein. Sie fordert von den anderen Kindern Hilfe – und kaum, dass sie ein wenig in Richtung des Sprunges gekommen ist – wird sie den anderen Kindern gegenüber frech: Nun macht mal Platz. Deutlich wird: Über die Bank springen können ist eine sportliche Leistung und gleichzeitig eine soziale. Warum muss man springen können? Einfach, weil es die anderen auch können. Die Herausforderung, die die Bank enthält und die Herausforderung

Beispiel: Nathalie lernt von der Bank zu springen.

Die Bank: sportliche Anforderung

durch die anderen Kinder sind die treibenden Gründe für die erkennbare Selbstüberwindung.

Die Kinder: sozialer Prozess

Lernen ist ein sozialer Prozess. Im Zuge dieses Prozesses werden die Aspekte, Anforderungen der Bank und Anforderungen der anderen Kinder, immer wieder neu aufeinander bezogen, neu konstruiert. Noch einmal anders formuliert: Aus der Sicht einer Bewegungswissenschaft könnte man den Sprung beschreiben, in seine Bestandteile zerlegen und diese Teile einzeln üben lassen. Dies geschieht hier nicht. Vielmehr ist jeder Teil dieses Lernprozesses in sich komplex: Bank, Kinder, sich selbst konstruiert Nathalie jeweils neu und stellt sich damit jeweils einer neuen Anforderung, die schwieriger zu bewältigen ist als die vorhergehende. Sie konstruiert ihren Lernprozess und formuliert für sich Anforderungen, die man in Anlehnung an Vygotskij als Zone der nächsten Entwicklung beschreiben kann. Sie sagt: „Ich kann es“. Dieses eigentlich unberechtigte Selbstlob wirkt wie ein Sog. Ein typische Kinderäußerung ist: „Ich habe es fast geschafft“. Eigentlich gibt es ein „fast“ hier nicht. Aber die Äußerung verweist auf den von Nathalie konstruierten Lernprozess. Sie gibt an und setzt sich damit unter Druck. Und dann kommen wieder die anderen Kinder: „Myriam ist kleiner als du und sie kann es“.

Dem Lernprozess unterliegt auch ein Wissen, was sich schickt und was nicht. In einem bestimmten Alter muss man bestimmte Dinge können. An einem Grasdeich auf dem Hosenboden runterutschen ist etwas für kleine Kinder. Wer sieben oder acht Jahre alt ist, muss darauf stehend runter rutschen.

Diese kleinen Mädchen wissen, dass sie sich in einem Lern- und Entwicklungsprozess befinden: „Wenn man etwas nicht kann, kann man es doch lernen, oder?“ Sie können Gegenwart und Zukunft auseinanderhalten und sich ein Bild von ihrer Zukunft machen und auch die Schritte in die Zukunft angeben. Das geschieht in Konkurrenz mit den anderen Kindern: „Adele hat es ein bißchen verpatzt – ich kann das. – Ich habe es fast von da geschafft“. Und die nehmen sie mit: „Los, setz deinen Fuß hier hin.“ Das ist befehlend unpädagogisch, aber wirksam.

Bildung bedeutet, sein Verhältnis zur Welt in Ordnung bringen.

Was kann man als Erwachsener daraus lernen, wie lassen sich Lehrsituationen so gestalten, dass sie Lernen ermöglichen? Denn mehr und anderes kann man nicht machen. Lernen kann jeder nur selbst. Und jeder, ob klein oder groß, muss sich fragen, ob er

oder sie das wirklich lernen will, ob sie oder er sich auf das Abenteuer einlassen will. Wir können natürlich auch so lehren, dass kein oder kaum ein Abenteuer damit verbunden ist; aber das macht dumm. Noch einmal: Wie kann man Lehrsituationen so gestalten, dass Kinder sich bilden können? Unter Bildung verstehe ich: Sein Verhältnis zur Welt in Ordnung bringen. Das meint: Etwas über die Welt wissen, über sich in der Beziehung zu anderen Menschen, eine bewusste Beziehung zwischen sich und Welt einnehmen können. Sich selbst-bewusst-sein in Kenntnis der Welt und der anderen Menschen.



Dazu bedarf es Herausforderungen, Anforderungen. Es bedarf Menschen, die etwas können, das heißt etwas tun können. Damit sind nicht nur Lehrerinnen und Erzieherinnen gemeint. Sondern Menschen, die wissen, was sie tun können und dies im Sinne von Alltagsverständnis auch erklären können. Dies ist ein Aspekt des Dorfes. Andere sind: Man muss diesen Menschen beim Tun zusehen können und sie müssen bereit sein, einen Teil ihrer Zeit Kindern zur Verfügung zu stellen. Diese Menschen können auch Kinder sein. Kinder brauchen notwendig andere Kinder zum Lernen. Denn vieles kann man nicht von Erwachsenen lernen. Zum Beispiel Moral oder Freundschaft. Was Kinder nicht können, ist erziehen. Damit

Zum Lernen bedarf es Menschen (Kinder und Erwachsene).



Kein Mensch (Erwachsener) hat das Recht einen anderen Menschen (das Kind) seinen Zwecken zu unterwerfen.

ist gemeint, von oben auf die Handlungen eines Kindes blicken zu können und dem Kind gegenüber dessen Handlungen stellvertretend deuten zu können. Der Satz: „Du brauchst keine Angst zu haben“ aus dem Munde eines Erwachsenen meint: Ich bin in der Lage zu gewährleisten, dass dir nichts passiert. Der gleiche Satz von einem Kind meint die Interpretation einer Situation. Es braucht also Kinder und Erwachsene. Vor allem Erwachsene, die an dem Kind interessiert sind – und zwar so, wie es ist.

Das letzte klingt wie selbstverständlich – ist es aber nicht. An dem Kind interessiert zu sein, setzt voraus, dass das Kind als unverfügbar wahrgenommen und gedeutet wird. Der Bildungsgedanke gründet sich letztlich auf diesem Postulat, dass wir weder uns selbst verfügbar sind, noch uns ein anderer Mensch verfügbar ist. Man kann dies auf der Grundlage eines christlichen Menschenbildes formulieren, oder Kant bemühen oder auch lerntheoretisch oder neurobiologisch. Christlich sind Kinder Kinder Gottes. Kantisch formuliert hat kein Mensch das Recht, einen anderen Menschen seinen Zwecken zu unterwerfen. Lerntheoretisch formuliert, kann jeder Mensch nur selbst lernen, muss alles Neue so mit dem Alten verbunden werden, dass das Neue nicht nur in die bisherigen Erfahrungen integriert werden muss, sondern dass diese Erfahrungen sich auch verändern. Neurobiologisch gesehen, ist das Gehirn kein Informationsverarbeitungsorgan, sondern ein Problemlösungsorgan. Dies meint: Das Gehirn, d.h. die bisherigen Erfahrungen und Theorien, machen Reize zu einem Problem oder auch nicht, bzw. zu einer bestimmten Art von Problem. Es gibt nicht die Abfolge von Wahrnehmung und Interpretation, vielmehr ist Wahrnehmung Interpretation.

Das ist deshalb nicht selbstverständlich, weil wir zurzeit dabei sind, den Nürnberger Trichter wieder neu zu erfinden. Genauer: Weil die Erwachsenen in Deutschland nicht wissen, wie sie ihre Probleme lösen sollen, bestehen sie auf einer Funktionalisierung ihrer Kinder für gesellschaftliche Problemlagen. Die Leitkategorie der politisch bestimmten Bildungsdiskussion ist zurzeit nicht Bildung, sondern Standortsicherung des Wirtschaftsstandortes Deutschland durch Wissensvermittlung. Kinder, wie übrigens Erwachsene auch, sollen lernen, sich selbst als Funktion ökonomisch bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungen zu sehen. Meine Meinung ist: Das macht dumm.

Wie lernen Kinder?

Ich beginne mit einem Zitat von Wilfried Lippitz. Es entstand als knappe Zusammenfassung eines Vortrages, den er im Lernzentrum der Universität Frankfurt gehalten hat. Wilfried Lippitz ist Phänomenologe. Das meint, dass er anders als zum Beispiel Piaget, nicht danach fragt, auf welche Weise am Ende kluge Köpfe herausgekommen sind, sondern vom Anfang her: Auf welcher leiblichen Grundlage ruht alle abstrakte und theoretische Wissenschaft auf?

„Lernen geschieht durch die Begegnung des Kindes mit den Dingen seiner Umwelt, mit den Menschen, die es umgeben, mit den Deutungen, die diese Menschen vornehmen und mit sich selbst. Die Phänomenologie fragt nicht nach dem Ergebnis des Gelernten, sondern nach dem Prozess des Lernens. Voraussetzung des Lernens ist, dass zwischen der Umgebung und dem Kind kein neutrales, interesseloses Verhältnis besteht, sondern ein interessenbezogenes. Dieses Interesse lässt sich beschreiben als Entwicklung einer eigenen Perspektive zur Welt im Rahmen einer Vielzahl möglicher Perspektiven in einer bedeutungsvollen Welt, die bestimmte Deutungen motiviert, normiert und individualisierende Spielräume eröffnet.

Durch Lernen erweitern sich die Perspektiven. Lernen beginnt bei dem Kind durch eine vorrationale Erfahrung der Welt.

Wesentlich für das Lernen ist die Entwicklung eines Differenzierungsprozesses, in dem das Ich des Kindes sich in der Differenz zu den Anderen herausbildet. Die Erfahrung dezentriert das Kind, das sich als different mit anderen und weiter mit sich selbst erlebt. Es lernt, zwischen Ich und Welt zu unterscheiden, und es wird im Zuge des Lernprozesses immer wieder neue und andere Unterscheidungen treffen und Perspektiven einnehmen. Lernen ist in diesem Sinne ein stetiges Umlernen als Folge der Auseinandersetzung von Vorwissen und neuer Sicht. Lernen als ständiges Umlernen macht das Lernen von Neuem möglich.“

Ein zentraler Begriff ist „Umlernen“. Lernen fängt nicht irgendwie an, sondern es beruht schon immer auf etwas Gekonntem, Gewusstem. Alles Lernen ist aus dieser Sicht ein Umlernen.

Käte Meyer Drawe, die aus einem ähnlichen theoretischen Zusammenhang kommt, wie Wilfried Lippitz schreibt:

Wie lernen Kinder?

Lippitz: „Wesentlich für das Lernen ist die Entwicklung eines Differenzierungsprozesses, ...“



Lernen ist Umlernen.



„Lernen geht so von einem wie auch immer unbestimmten Vorwissen aus und beginnt nicht an einem Nullpunkt (...).“

(1996, S. 87)

Zunächst kann man sagen, dass man, wenn immer man etwas lernt, schon über ein Wissen verfügt, das dem zu Lernenden Anknüpfungspunkte bietet. Für die Fremdsprache kann man schon deutsch, ein englisches Wort hat schon jeder einmal gehört und manche Wörter klingen ähnlich usw.

Oder: Wer Schreiben lernt, kann schon sprechen und weiß auch, dass es Wörter gibt und auch, dass es Texte gibt, von denen er wiederum weiß, dass andere Menschen sie lesen können, nur er nicht.

Ähnlich beim Rechnen. Man kann schon zählen oder wenigstens einen Unterschied zwischen einem Gegenstand und zwei Gegenständen machen. – Aber wie ist dies beim neugeborenen Säugling?

Gardner: „Der ungeschulte Kopf“

Howard Gardner schreibt in seinem Buch „Der ungeschulte Kopf“: *„Das Kind – weit davon entfernt, eine leere Tafel oder ein Opfer der Verwirrung zu sein – entpuppt sich als wohlvorbereiteter Organismus. Was es in der Folge lernt, hängt von den Einschränkungen und Fehlern ab, die jedes normale Kind mit auf die Welt bringt.“* (S. 62f.) *Zum Beispiel: Kinder können bei der Geburt oder kurze Zeit später eine erstaunliche Vielfalt von Formen, Umrissen und Anordnungen von Linien voneinander unterscheiden. Sie können nach wenigen Monaten oder Wochen ihre Mütter von anderen weiblichen Erwachsenen unterscheiden. Kinder im Alter von einem Monat können ein Objekt, das sie erblickt haben, mit einem ertasteten Objekt vereinheitlichen; drei Wochen alte Kinder bringen laute Geräusche mit hellem Licht in Verbindung; und vier Monate alte Kinder wissen, welche Geräusche am besten zu den Figuren in einem Film passen.“* (S. 66)

Dornes: „Der kompetente Säugling“

Martin Dornes schreibt in seinem Buch „Der kompetente Säugling“ u.a.: *„Neugeborene Kinder folgen einem sich bewegenden Objekt in ihrem Gesichtsfeld mit den Augen. Von Geburt an werden verschiedene Farben unterschieden. Ebenfalls von Geburt an werden verschiedene Muster unterschieden. Ab zwei bis vier Monate werden richtige Gesichter von solchen unterschieden, in denen Mund, Auge und Nase falsch angeordnet sind.“*

Neugeborene suchen bereits aktiv nach Reizen und können verschiedene Reize voneinander unterscheiden.“ (S. 39f).

Der letzte Satz scheint mir wesentlich. Die Kinder reagieren nicht auf Reize. Vielmehr setzen sie ihre Umgebung Aktionen aus, deren Wirkung sie erforschen. Kinder sind selbstlernend aktiv. Es gibt Entwicklungspsychologen, die davon ausgehen, dass Kinder schon vom ersten Tag an Theorien entwickeln, revidieren und verbessern.

Lehren heißt deshalb nicht, etwas Neues eintrichtern, sondern etwas anbieten, das den immer schon vorhandenen Lernprozess weiter führt.

Meyer-Drawe unterscheidet ein Lernen erster Ordnung von einem Lernen zweiter Ordnung:

„Ein bereits vertrauter Verstehenshorizont wird erweitert und vertieft, die Erfahrungen werden nicht durchgestrichen, sondern korrigiert, sie geraten im Erfahrungshorizont nur in Bewegung.“

(1996, S. 91)

Auch dies ist Umlernen und kein Dazu-Lernen im Sinne eines kumulativen Anhäufens neuer Kenntnisse. Es gibt kein Dazu-Lernen. An einem Beispiel. Wenn Sie nur das englische Wort „to walk“, also „gehen“, kennen, so werden Sie dies mit einer Fülle von Bewegungsmöglichkeiten verbinden. Nehmen wir an, Sie lernen als neue Vokabel hinzu „to run“, also „rennen“, so ändert sich damit für Sie auch die Bedeutung des vorher gewussten „to walk“. Es schließt jetzt eine Klasse von Bewegungen aus, nämlich die des Rennens. Mit dem neuen Wort haben Sie gleichzeitig eine neue Bedeutung des bereits bekannten Wortes gelernt. Sie haben umgelernt.

Man kann dies generalisieren. Die Bedeutung eines Begriffes ist systematisch abhängig von seiner Stellung zu allen anderen Begriffen. Das heißt: Jeder einzelne Begriff ist mit verantwortlich für die Stellung der Begriffe zueinander. Wenn Sie nun einen neuen Begriff lernen, dann ändert sich für alle anderen domänsspezifischen Begriffe, die Sie kennen, auch die Bedeutung. Domänsspezifisch meint hier an dem Beispiel: „Bewegungen“. Was sich vermutlich kaum ändert durch das Hinzulernen des Wortes „to run“ ist die Vorstellung über Geburtstage.

Lernen heißt, den vorhandenen Lernprozess weiterführen.

Lernen erster Ordnung: Es gibt kein Dazulernen.

**Lernen zweiter
Ordnung: Verständnis-
und Handlungs-
horizont eröffnen**

Und es gibt nach Meyer Drawe eine zweite Art des Umlernens, die von der ersten zu unterscheiden ist.

Meyer-Drawe schreibt:

„Beim Lernen erster Ordnung wird ein Verständnis- und Handlungshorizont allererst eröffnet.“ (1996, S. 90)

Beispiel dazu:

Ich erzähle dies zunächst anekdotisch. Bei einem Telefonat mit meiner damals dreijährigen Enkeltochter habe ich ihr erzählt, dass wir in unserem Haus eine Maus haben. Anschließend hatte ich einige Mühe, ihr verständlich zu machen, warum ich ihrem Wunsch nicht nachkommen könnte. Sie wollte nämlich, dass ich ihr die Maus zeige.

Gerettet habe ich mich damit, dass ich sagte, dass ich sie ihr nicht zeigen könne, weil sie sich versteckt hat. Sich verstecken und versteckt sein – das war ihr geläufig.

Die andere Erklärung, dass man eine Maus nicht per Telefon zeigen kann, lag außerhalb ihres Verständnishorizonts, obwohl sie alleine telefonieren konnte.

Sie konnte telefonieren, aber ihr Verständnis- und Handlungshorizont dafür, dass man miteinander sprechen kann, sich aber dennoch nichts zeigen kann, war bei ihr noch nicht vorhanden.

**Verstehen erfordert
eine Positionsände-
rung der persönlichen
Weltanschauung.**

Diese Art Umlernen meint, grundsätzlich die Position, von der aus man die Welt betrachtet, zu verändern. Man kann es auch übersetzen mit: Verstehen. Verstehen heißt: Gewissermaßen über einen Graben zu springen und nun, von der anderen Seite des Baches aus, die Welt neu zu interpretieren. Ein typisches Beispiel für Kinder ist, dass sie zwar rechnen können, zum Beispiel vier und drei addieren; dass sie aber nicht verstehen, dass drei plus vier ebenso viel ergibt, wie vier plus drei. Sie rechnen jedes mal neu. Die Gleichheit beider Aufgaben kann man nicht durch Üben verstehen lernen; man kann es nur verstehen lernen.

Ohne zu rechnen kann man es auch nicht verstehen, aber nur durch Rechnen auch nicht. Die vielfältig bei Studierenden mögliche Beobachtung, dass sie vieles gelernt haben mögen, aber selten etwas verstanden haben, betrifft fast alle Wissensbereiche: Mathematik, Naturwissenschaft, Deutsch. Die Disziplinierungsfunktion der Schule verhindert Verstehen. Zum Verstehen gehören eine Vielfalt von Erfahrungen, von Handlungen und Reflexionen

der Handlungen, gehört Wissen, gehört Übung. Noch einmal: Die bloße Wiederholung der gleichen Handlung führt zu keinem Ergebnis. Das sieht man in fast allen Grundschulen unter anderem daran, dass kaum ein Kind den sogenannten Zehnerübergang wirklich verstanden hat. Man wird fragen müssen, warum man tut, was man tut. Verstehen hat zwei Voraussetzungen: Man muss dem, was man tut, einen Sinn geben können und man wird das Neue mit dem Alten verbinden können müssen.

Erwachsene sind dazu da, Anforderungen zu stellen, die Verstehensprozesse ermöglichen, aber nicht dazu, Antworten zu geben, die Kinder nicht verstehen können.

Lernen, so hatte ich gesagt, ist Problemlösen. Die zentrale Kategorie ist dabei Sinn. Alle Aktivitäten von Kindern lassen sich unter dieser Kategorie versammeln. Mit ihrer Eigenaktivität verschaffen sie sich einen Sinn in der Welt, in der sie leben. Sie lernen die Welt und damit sich selbst zu deuten. Daraus folgt einfach, dass Lernen Sinn machen muss. Ich beziehe mich im Folgenden auf Gerd E. Schäfer „Bildung beginnt mit der Geburt“. Er schreibt:

„In diesem Sinne ist frühkindliche Bildung in erster Linie Selbstbildung und wird entlang den Erfahrungen gewonnen, die Kinder in ihren Lebenszusammenhängen machen. Die wichtigste Erfahrung, die Kinder dabei machen, ist die Erfahrung, welche Bedeutung das hat, was sie erleben oder erfahren. Diese Bedeutung wird im Prozess des sozialen Austausches erfahren: Deshalb ist Selbstbildung immer nur als Selbstbildung innerhalb sozialer Bezüge denkbar.“ (S. 31)

Zwei Anmerkungen dazu. Erstens: Lernen ist ein sozialer Prozess. Zweitens: In vielen Rahmenplänen wird nicht zwischen Lehren und Bildung unterschieden, häufig wird Lernen geschrieben, wenn Lehren gemeint ist usw. Es gibt eine ungeheure Schludrigkeit in diesen Texten.

Schäfer wendet sich wie ich gegen eine Tendenz, die er so formuliert:

„Frühkindliche Bildung darf daher, wenn sie effektiv sein will, nicht nur die nach Bedarf wechselnden Anforderungen der Gesellschaft oder Schule an das Kind berücksichtigen, sondern muss sich zunächst am Kind und seiner Tätigkeit orientieren.“ (S. 31)

Lernen muss Sinn machen.



15 Thesen zur frühkindlichen Bildung (nach Schäfer)

Ich habe damit zwei der fünfzehn Thesen formuliert, die Schäfer zur frühkindlichen Bildung aufstellt. Da ich sie teile und weil sie im Kern auch für die Grundschule gelten, nenne ich in Kurzform auch die anderen:

- Der vorschulische Bildungsbereich ist eigenständig. Es ist nicht seine Aufgabe, auf die Schule vorzubereiten.
- Auch kleine Kinder erleben Sinn und Bedeutung. Das Kind wird genötigt, die Bedeutung, die es selbst empfindet, mit dem zu vergleichen, was andere davon halten.
- Frühkindliche Bildung ist komplex. Teilen wir die Kinder in Kompetenzen auf – sinnliche, soziale, kognitive, emotionale, moralische usw. – ignorieren wir, dass die Alltagserfahrungen nicht nach solchen Kompetenzbereichen vorliegen.
- Frühkindliche Bildung ist zunächst ästhetische Bildung, ist auf die eigenen Wahrnehmungen des Kindes angewiesen. Ästhetische Bildung meint also die Ordnung der sinnlichen Erfahrung durch biologische, kulturelle und lebensgeschichtlich erworbene, vielfach bildhafte Ordnungen, die nicht unbedingt Schönheits- oder Harmonievorstellungen folgen müssen.
- Kinder sind Erforscher ihrer sachlichen Umwelt und ihrer sozialen Mitwelt. Sie lösen von Anfang an die Probleme, die sich ihnen durch ihren Aufenthalt in der Welt stellen. Indem sie diese Probleme lösen, verändern sie ihr Bild von sich und der Welt.
- Frühkindliche Bildung vermittelt nicht Kompetenzen, sondern beruht auf Beziehungen. Beziehungen fördern das Kennenlernen. Das Kennenlernen besteht aus einer Art Sammeln von Sachbezügen, Erfahrungs- und Bedeutungsmustern in unterschiedlichen situativen Zusammenhängen. Vielfältige Beziehungen machen den Reichtum frühkindlicher Bildung aus. Kinder brauchen Partner, die auf ihre Welt- und Selbsterfahrungen reagieren. Wichtig ist, dass die Kinder eine interessierte Resonanz durch die Erwachsenen erfahren. Das verlangt von den Erwachsenen, sich innerlich von dem ansprechen zu lassen, was Kinder tun.
- Unsere Köpfe enthalten nicht die Repräsentationen und Erinnerungen von isolierten Objekten und Ideen, sondern – auf einer ersten Ebene – die Repräsentationen unserer Beziehungen zu diesen Objekten und Ideen. Beziehungen sind lebensgeschichtlich organisiert, also nach erfahrenen Zusammenhängen,

Ereignisgestalten oder Szenen. Kinder brauchen vielfältig Gelegenheit, ihre konkreten Lebens- und Handlungserfahrungen in inneren Geschichten, Bildern, Imaginationen, Fantasien zu organisieren, die dann als Grundmuster auch für abstrakte Denkformen dienen können. Das ist der Hauptgrund, dem Sammeln, Fantasieren, Spielen und Gestalten eine bedeutsame Rolle in den frühkindlichen Bildungsprozessen einzuräumen.

- ➔ Kinder übernehmen kein Wissen und Können, sondern verändern, differenzieren und präzisieren durch neue Erfahrungen etwas, was sie bereits können und wissen.
- ➔ Es gilt nicht Kompetenz vermitteln, sondern Problemlösen zu fördern. Wenn man Kindern Antworten auf bereits definierte Probleme geben kann, brauchen sie die Fragen, die dazu gehören, gar nicht mehr zu entdecken.
- ➔ Frühkindliche Bildung stützt sich auf die Selbstbildungspotenziale der Kinder. Sie geht von deren sinnlichen Erfahrungen aus. Was man als Bilder oder Szenen verinnerlicht hat, kann in Symbole (bildliche, sprachliche, später auch naturwissenschaftlich-mathematische und andere) umgesetzt werden. Aus den vergangenen Erfahrungen formen Kinder Erwartungen, Theorien, Hypothesen.
- ➔ Durch frühkindliche Bildung entwickelt das Kind Vorstellungen davon, wie und was man in seinem Umfeld wahrnehmen, denken und aussprechen kann.
- ➔ Aus all dem ergibt sich, dass man nicht nur die Perspektiven der sozialen und gesellschaftlichen Erwartungen zum Ausgangspunkt von Bildungsprozessen macht, sondern ebenso die Einstellungen, Erwartungen, Vorstellungen und Fantasien, die Kinder zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort, in einem bestimmten Umfeld mit der Welt verbinden, die sie umgibt.

Soweit Gerd E. Schäfer. Zusammenfassend möchte ich sagen: Bildungs- und Lernprozesse sind biographische Prozesse. Man kann nicht bilden, wohl aber Bildung ermöglichen. Dazu muss man an dem Kind an sich und nicht an dem Zweck des Kindes interessiert sein.

Ich versuche dies im Folgenden zu konkretisieren und zitiere dazu aus einer Rundfunksendung, die das Deutschland Radio in seiner

Deutschland Radio:
**„Lauter kleine
Einsteins“**

Reihe Forum Pisa am 7. 1. 2005 gesendet hat. Das Thema hieß: „Lauter kleine Einsteins.“ Gesprächspartner waren Christiane Krüger, sie ist Leiterin eines privaten Kindergartens, und der Neurobiologe Gerald Hüther, sowie die Moderatorin. (s. Text 4/ S.10)

Frage Moderatorin:

„Sind Kinder beliebig formbar und ist das wünschenswert?“

Gerald Hüther:

„Es gibt Eltern, Lehrer und Erzieher, die das Kind wie ein formbares Objekt betrachten. Das ist natürlich hoch fatal. Das sind Erwachsene, die das Kind eigentlich instrumentalisieren in ihrem Interesse, nach ihren Vorstellungen. (...) Das ist deshalb gefährlich, weil Kinder, denen das zugemutet wird, denen das geschieht, die fühlen sich nicht erkannt, die fühlen sich nicht angenommen, die fühlen sich eigentlich in dieser Welt nicht geborgen. Und da haben wir am Ende große Schwierigkeiten in der Entwicklung dieser Kinder. Das ist das eine: Dieses Herangehen an das Kind mit einem vorgefertigten Bild, wie es denn nun zu sein hat. Das ist der größte Erziehungsfehler, den man überhaupt machen kann. Man müsste andersherum gucken, was in dem Kind steckt und dann kann man dem Kind behilflich sein, sich gewissermaßen selbst zu finden. Es muss von dem Kind gebraucht werden.

Ich sage es jetzt ganz ernst und ganz ehrlich: Ich glaube, Eltern dürfen keine Wünsche an ihre Kinder haben. Sie müssten froh sein darüber, dass sie die Chance bekommen, ein Kind eine Zeitlang auf seinem Weg zu begleiten und ihm die Möglichkeiten zu bieten, die es in dieser Welt gibt, um mit seinen Talenten all das erlernen zu können, erwerben und umsetzen zu können, was in diesem Kind steckt. Aber die Vorstellung, dass wir Kinder nach unserem Bilde formen, erinnert mich immer furchtbar an Hundebesitzer, die also ihren Hund auch nach ihren Vorstellungen zum Jagdhund oder zum Rennhund oder zum Kampfhund ausbilden.

Kinder müssen jemandem kennen lernen, der über das Kind selbst begeistert ist. Über das, was es in der Welt zu entdecken gibt, und begeistert ist über das, was diese erwachsene Person dem Kind selber mit auf den Weg geben kann. Es ist eine Katastrophe, wenn Kinder bei Erwachsenen ihre Zeit verbringen, die diesen Kindern lediglich deutlich machen, wie lustlos, wie unfreundlich, und wie leidvoll eigentlich das Leben sein kann. Wir

„Es gibt Eltern, Lehrer und Erzieher, die das Kind wie ein formbares Objekt betrachten.“

„Kinder müssen jemanden kennen lernen, der über das Kind selbst begeistert ist.“

brauchen Erwachsene, die als Erzieher arbeiten, die in sich diese Begeisterung der Entdeckerfreude tragen und das gerne an Kinder weitergeben wollen. Nach diesen Kriterien müssten wir in Zukunft auch unsere Erzieher ausbilden. Wir müssten eigentlich schon bei der Bewerbung für so einen Beruf fragen, ist das eigentlich jemand, der sich für so etwas berufen fühlt. Das muss man als Haltung in sich tragen. Wer das hat, der eignet sich für solch einen Beruf und wer das nicht hat, der sollte Aktenordner werden oder Jurist oder so etwas anderes.“

Gerald Hüther weiter über die Entfaltung des Gehirns:

Hüther:

„Wir sagen, um die Möglichkeiten sein Gehirn optimal zu entfalten, das es darauf ankommt, dass das Kind möglichst viele Angebote bekommt und sichere Bindungsbeziehungen, in denen es aufwächst. Die Afrikaner haben dafür einen wunderschönen Spruch, die sagen: Um ein Kind gut aufzuziehen, braucht man ein ganzes Dorf.“

Soweit Zitate aus der Sendung.

Ich sehe nun einige von Ihnen denken: Das ist ja alles ganz schön und gut, aber das gehört in den Kindergarten. Die Aufgabe der Schule ist eine andere.

Die Aufgabe, die zurzeit ansteht, ist die Verknüpfung von Kindergarten und Schule. Häufig wird von Anschlussfähigkeit gesprochen. Gemeint sein kann damit doch nur eine Verbindung von zwei Seiten. Nämlich als Verbindung eines eigenständigen Bildungsauftrages des Kindergartens mit einem eigenständigen Auftrag der Grundschule. Zwischen beiden Institutionen muss es eine Kontinuität geben und einen Bruch, einen Unterschied. Jedenfalls im Sinne eines Bildungsprozesses. Der Anschluss im Sinne des Disziplinierungsprozesses besteht darin, die jeweilige Einrichtung nur als Vorbereitung auf die folgende zu sehen: Den Kindergarten als Vorschule der Grundschule, die Grundschule als Vorschule der Sekundarstufe und so weiter.

Die Kontinuität zwischen Kindergarten und Grundschule liegt in der Orientierung am Lernen der Kinder. Das wird die Grundschule ebenso neu lernen müssen, wie der Kindergarten. Der Bruch, das Neue, besteht in einer neuen Art von Anforderung an die Kinder.

Die Verknüpfung von Kindergarten und Schule drückt sich aus in Kontinuität und Bruch. Kontinuität bedeutet Orientierung am Lernen der Kinder. Der Bruch lässt sich in der Systematisierung des Gelernten beschreiben.

.....

Diese lässt sich als Systematisierung beschreiben. Wenn im Kindergarten Anlässe zum Lernen genutzt werden, so soll in der Grundschule zunehmend systematischer mit den Kindern Lernen zum Anlass des Nachdenkens werden. Das heißt, mit den Kindern zu dokumentieren, was sie tun und im Anschluss daran, mit ihnen zu reflektieren, was sie getan haben und warum sie es getan haben. Die Grundschule hat die Aufgabe, zunächst vorsichtig und gegen Ende der Grundschulzeit grundsätzlich die Beziehung zwischen Kind und Welt zu versachlichen. Dies geschieht, indem man etwas vor sich hinstellt und darüber nachdenkt. Dieses Etwas ist vor allem das Kind selbst.

**Nicht für die Schule,
sondern für das Leben
lernen wir.**

Die Grundlage allen Lernens, auch allen Verstehens höherer Mathematik, Naturwissenschaft oder alle anderen Kulturleistungen der Menschheit basiert auf der Erfahrung des frühkindlichen Lernen-Könnens und Lernen-Wollens. Es basiert auf der Erfahrung, dass Lernen einen Sinn macht. Für kleine Kinder liegt dieser Sinn im hier und heute, in ihrer Gegenwart. Mit dem Eintritt in die Schule gibt es die Notwendigkeit und die Möglichkeit, zwischen Gegenwart und Zukunft zu unterscheiden. Kinder können und müssen in der Grundschule lernen, dass sie heute etwas zu lernen beginnen, was sie erst später können werden. Die Grundschule wird ebenso wie der Kindergarten notwendig dem Lernen einen Sinn geben müssen. Diese Sinnggebung kann aber nur darin bestehen, dass die Kinder Einsicht in Lernen als einen Vorgang gewinnen, der Zeit braucht, der Mühe braucht, Überwindung, Anstrengung usw. Um es im Sinne Friedrich Schleiermachers zu sagen: Dem Kind kann zugemutet werden, seine Gegenwart für die Zukunft zu opfern, wenn ihm die Einsicht ermöglicht wird in die Sinnhaftigkeit dieses Opfers.

Die Sinnsuche des Kindes wird in der Schule fortgesetzt, aber um eine wesentliche Dimension erweitert, die das Kind auffordert, sich zu selbst reflexiv zu verhalten.

Das ist keine Kuschelgrundschule, diese Schule braucht keine bunten Gummibärchen und keine Noten. Sie braucht Lehrer, die wissen, dass es Kindern schwer fällt, diesem Anspruch nach zu kommen, dass die Kinder erwarten, dass der Lehrer hilft beim Lernen und beim Lernen-Wollen. Sie braucht Lehrer, die die Ambivalenz kennen, in der die Kinder sich befinden. Es gibt nämlich grundsätzlich zwei Wünsche, die miteinander im Wettstreit liegen,

bei Kindern wie Erwachsenen. Es ist richtig spannend, sich auf Abenteuer zu begeben, selbst die Welt zu bestimmen. Und es ist richtig schön, im vertrauten Heim zu bleiben, das Staunen und Wundern zu unterdrücken, damit man sich nicht unangenehmen Fragen aussetzen muss. Dumm bleiben hat auch etwas für sich. Dumme Kinder kann sich die Kultur und Gesellschaft, so wie sie jetzt besteht und was wir von ihr in Zukunft sagen können, aber nicht leisten. Auch nicht jene Form von Dummheit, die sich aus der Disziplinierung ergibt.

P.S.:

Castells schreibt:

„Internet-gestütztes Lernen ist außerdem nicht nur eine Frage technologischen Könnens: Es verändert die Art von Ausbildung, die erforderlich ist, um sowohl im Internet zu arbeiten, als auch Lernfähigkeit in einer auf dem Internet basierenden Wirtschaft und Gesellschaft zu entwickeln. Die entscheidende Frage besteht darin, vom Lernen zum Lernen des Lernens zu wechseln, weil der größte Teil der Information sich online befindet, und das, worum es eigentlich geht, die Fähigkeit ist, zu entscheiden, nach was man suchen soll, wie man darauf zugreifen kann, wie man es verarbeitet und wie man es für die spezifische Aufgabe nutzt, auf die die Informationssuche zurückgeht. Mit anderen Worten orientiert sich das neue Lernen auf die Entwicklung der Bildungskompetenz, Information in Wissen und Wissen in Handeln zu verwandeln. Das Schulsystem insgesamt ist in den USA und in der Welt insgesamt bei der Anwendung dieser neuen Methodologie des Lernens in jämmerlicher Weise unzureichend. Selbst wenn es die Technologie besitzt, so fehlen die Lehrkräfte, die in der Lage wären, sie effektiv zu nutzen, und es fehlen die Pädagogik und die institutionalisierte Organisation, um dazu anzuregen, sich die neuen Fertigkeiten beim Lernen anzueignen.“ (S. 273)

Literatur

Castells, Manuel (2005):

Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft.
Verlag für Sozialwissenschaften.

Dornes, Martin (1997):

Der kompetente Säugling.
Die präverbale Entwicklung des Menschen.
Frankfurt/M.: Fischer

Gardner, Howard (1994):

Der ungeschulte Kopf.
Stuttgart: Klett-Cotta

Petrat, Gerhardt (1979):

**Schulunterricht. Seine Sozialgeschichte in Deutschland
1750–1850.**
München: Ehrenwirth

Schäfer, Gerd E. (2003) (Hrsg.).

Bildung beginnt mit der Geburt. Ein offener Bildungsplan
für Kindertageseinrichtungen in Nordrhein-Westfalen.
Weinheim, Basel, Berlin: Beltz.

Scholz, Gerold (2000):

Kinder sind unbelehrbar. In: TPS – Theorie und Praxis
der Sozialpädagogik 3/2000 (Mai/Juni), S. 5-11.

Scholz, Gerold: (2003):

Lernen in Situationen. In: TPS – Theorie und Praxis der
Sozialpädagogik 8/2003. S. 18-21.